

im
FOKUS

Die Schülerkreise des Papstes

www.ratzinger-papst-benedikt-stiftung.de
www.neuer-schuelerkreis.com

**Der Schülerkreis Joseph Ratzinger/
Papst Benedikt XVI.**

Der Schülerkreis umfasst die Doktoranden und Habilitanden des Professors Joseph Ratzinger aus den Jahren seiner Lehrtätigkeit an den Universitäten von Bonn, Münster, Tübingen und Regensburg. Sie trafen sich 1978 zum ersten Mal. Auch nach seiner Wahl zum Papst wurden diese Treffen in Castel Gandolfo weitergeführt, die theologisch und liturgisch geprägt waren.

**Neuer Schülerkreis Joseph Ratzinger/
Papst Benedikt XVI. e.V.**

Der Neue Schülerkreis vereint auf Wunsch von Papst Benedikt XVI. und des Schülerkreises seit dem Jahre 2008 junge Theologen, die sich um die Erforschung des Werkes des emeritierten Papstes mühen und sich der Weiterführung seines theologischen Ansatzes verpflichtet sehen. Wichtige Hinweise zu Aufgaben und Zielen und anderem mehr finden sich unter www.neuer-schuelerkreis.com

Diese Veröffentlichung dokumentiert die gekürzten Vorträge des diesjährigen Symposiums in Rom, das vom 24. bis zum 27. September 2020 stattfand. Es stand unter dem Thema:

**„Mein Herr und mein Gott“ (Joh 20, 28)
Die Frage nach Gott in den gegenwärtigen Herausforderungen**

Foto: dpa

Nur mit und durch Ihn gibt es das Licht

Die Gottesfrage gehört in die Mitte der Kirche und der Welt **VON KURT KARDINAL KOCH**

In der heutigen Zeit leiden wir unter einer gewissen Schwerhörigkeit oder gar Taubheit gegenüber Gott, so dass wir Gott und sein Wort kaum mehr hören. Die wichtigste Aufgabe der Kirche besteht von daher darin, die Gegenwart des lebendigen Gottes zu bezeugen und damit den Menschen die Antwort zu geben, die sie zum Leben brauchen.

Der lebendige Gott hat sich uns in seinem Sohn Jesus gezeigt. Deshalb muss von Offenbarung gesprochen werden, wenn von Gott die Rede ist. Mit Joseph Ratzinger ist dabei unter Offenbarung nicht einfach die Mitteilung von Wahrheiten zu verstehen, sondern das persönliche Zugehen Gottes auf den Menschen: „Der fleischgewordene Sohn ist die ‚Kommunion‘ zwischen Gott und den Menschen.“ Die Offenbarung Gottes ist sein geschichtliches Handeln, zunächst in der Person Jesus Christus, in dem sich seine Wahrheit enthüllt.

Im biblischen Verständnis ist Gott ein sprechender, sich offenbarender Gott. Von daher muss die Grundhaltung des glaubenden Menschen darin bestehen, auf ihn zu hören. Er kann deshalb das Wort Gottes nicht erfinden; er kann es nur finden oder noch besser, sich von ihm finden lassen. Er kann das Wort Gottes nicht erzeugen; er kann es vielmehr nur bezeugen, und zwar mit seiner ganzen Existenz und in einer möglichst redlichen Art und Weise.

Wird unter der Offenbarung Gottes jene neue Beziehung verstanden, die Gott zu uns Menschen eröffnet hat, dann gehört zu ihr auch ein menschliches Subjekt, das dieser Offenbarung inne wird und ihre Wahrheit er-



kennt und anerkennt. Denn eine Offenbarung, die nicht angenommen würde, würde auch niemandem offenbar werden können. Dort aber, wo sie angenommen wird, lebt der christliche Glaube als persönliche Beziehung mit dem lebendigen Gott. Das Subjekt, das die Offenbarung Gottes in erster Linie empfängt, ist die Kirche, die berufen ist, die Offenbarung zu verkünden und an die Menschen weiterzugeben. Denn die Kirche ist dazu da, damit Gott gesehen werden kann. Für diese Zentralität der Gottesfrage im Leben und in der Verkündigung der Kirche hat sich Joseph Ratzinger/Benedikt XVI. stets stark gemacht. Dies gilt bereits im Vorfeld des Zweiten Vatikanischen Konzils, in dem der Grundtenor darin bestanden hat, das Hauptthema des bevorstehenden Konzils müsse die Kirche und das Konzil müsse ein Konzil über die Kirche sein. Joseph Ratzinger ist demgegenüber überzeugt gewesen, dass im Mittelpunkt des bevorstehenden Konzils in Fortsetzung des Ersten Vatikanischen Konzils die Gottesfrage zu stehen habe.

Von daher wird es nicht erstaunen, dass Joseph Ratzinger eines der größten Defizite in der Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils in der Tatsache erblickt, dass auf der einen Seite das Konzil eine strikt Theologische Ekklesiologie vorlegen wollte und auch verab-

schiedet hat, dass aber auf der anderen Seite die Konzilsrezeption „dieses bestimmende Vorzeichen vor den einzelnen ekklesiologischen Aussagen übersprungen, sich auf einzelne Stichworte gestürzt“ hat und damit „hinter der großen Perspektive der Konzilsväter zurückgeblieben“ ist. Diese Verkürzung ist vor allem daran ablesbar, dass in der nachkonziliaren Zeit das zweite Kapitel der Kirchenkonstitution „Lumen gentium“ über das „Volk Gottes“ eine große Karriere machen konnte, während demgegenüber das erste Kapitel über das „Mysterium der Kirche“ weithin in Vergessenheit geraten ist, wiewohl erst von ihm her deutlich ist, dass es in der Kirche nicht um irgendein Volk, sondern um das Volk Gottes geht.

Die Konsequenzen dieser einseitigen Rezeption sind bis in die heutigen innerkirchlichen Auseinandersetzungen hinein zu spüren. Deshalb hat sich Joseph Ratzinger auch als Papst Benedikt XVI. stets für den Primat der Gottesfrage vor der Kirchenfrage stark gemacht. Der dezidierte Primat der Gottesfrage bedeutet freilich nicht, dass nicht auch von der Kirche zu handeln sein würde; er muss aber implizieren, dass alles Reden von der Kirche dem Reden von Gott ein- und untergeordnet sein muss.

Der Gottesfrage gehört in Kirche und Theologie der Primat. Denn ohne das Licht der Gottesfrage verbleiben viele andere vordringliche Fragen in der heutigen Theologie im Dunkeln, vor allem die Fragen, die die großen anthropologischen und ethischen Herausforderungen heute betreffen. Die Konzentration auf die Gottesfrage ist auch um der Verlebendigung des missionarischen

Bewusstseins in der heutigen Kirche lebensnotwendig. Denn die Menschen heute werden den Weg in die Kirche nur finden, wenn sie in ihr Gottes Gegenwart wahrnehmen.

Die Zentralität der Gottesfrage in der heutigen Kirche in Erinnerung zu rufen, ist das eigentliche Anliegen des heutigen Symposiums. Ich hoffe, dass wir mit neuer Freude am Glauben an Gott unseren Weg weitergehen, und zwar mit jener Botschaft, die Joseph Ratzinger/Benedikt XVI. in der Komposition des Cathedra-Altars in der Basilika St. Peter in Rom veranschaulicht sieht, vor allem im Fenster, von dem das gedämpfte Licht, das über dem leeren Thron liegt, herrührt, und das von schwebenden Engeln umgeben ist, die das Fluten des Lichts nach unten weiterleiten. In diesem Fenster nimmt Joseph Ratzinger/Benedikt XVI. das tiefste Wesen der Kirche wahr:

„Die Kirche selbst ist ihrem Wesen nach gleichsam ein Fenster, Raum der Berührung zwischen dem jenseitigen Geheimnis Gottes und unserer Welt. Durchlässigwerden der Welt auf den Glanz seines Lichtes hin. Kirche steht nicht für sich, sie ist kein Ende, sondern ein Aufbruch über sich und über uns selbst hinaus. Sie erfüllt umso mehr ihr wahres Wesen, je mehr sie durchsichtig wird für den anderen, von dem sie kommt und zu dem sie führt. Durch das Fenster ihres Glaubens tritt Gott herein in diese Welt und weckt in uns die Sehnsucht nach dem Größeren. Kirche ist Ein- und Ausgehen von Gott zu uns, von uns zu Gott. Ihr Auftrag ist es, eine sich verschließende Welt zu öffnen über sich hinaus, ihr das Licht zu geben, ohne das sie unbewohnbar wäre.“

Glaube und Vernunft sind die beiden Flügel, mit denen sich der menschliche Geist zur Betrachtung der Wahrheit erhebt. Das Streben, die Wahrheit zu erkennen und letztlich Ihn selbst zu erkennen, hat Gott dem Menschen ins Herz gesenkt, damit er dadurch, daß er Ihn erkennt und liebt, auch zur vollen Wahrheit über sich selbst gelangen könne.“ Mit diesen programmatischen Worten beginnt die Enzyklika „Fides et Ratio“. Mit diesen Worten möchte auch ich heute beginnen, wenn ich hier vor Ihnen über das Thema „Offenbarung im Spannungsfeld von Wahrheitsvorgaben und Lebenswirklichkeiten“ sprechen darf. Es liegt nahe, mich der Thematik mit der Brille Joseph Ratzingers bzw. mit der Papst Benedikts XVI. anzunähern. Dies drängt sich nicht zuletzt deshalb auf, da dieser bei der Entstehung von Dei Verbum und Verbum Domini eine maßgebliche Rolle spielte bzw. ihr Autor war.

Die Schwierigkeiten, die die zitierte Enzyklika „Fides et Ratio“ von Papst Johannes Paul II. benennt, beziehen sich vor allem auf die Frage, ob der Mensch durch die Vernunft und zugleich mit dem Glauben die Wahrheit erkennen kann. Wahrheit nach Fides et Ratio bedeutet, „den tiefen Sinn von allem und insbesondere den Sinn seines eigenen Daseins“ zu erkennen. Wir sind es schon fast gewöhnt, dass die Wahrheit der Offenbarung angezweifelt wird. Nun lässt sich beobachten, dass auch ein Festhalten an einer objektiven Vernunft anstößig geworden ist. Bei aller legitimen Bemühung, die „Grenzen und Bedingtheiten“ der Vernunft herauszustellen, ein Verlust der vernünftigen, der natürlichen Gotteserkenntnis führt genauso zur Beschneidung der Wahrheitserkenntnis des Menschen. Es bleibt zu hoffen, dass die aktuellen philosophischen Diskussionen um die Vernunft zu einer vertieften, reinigenden Reflexion führen. In ähnlicher Weise führten die Anfragen an den Offenbarungsglauben im 17. und 18. Jahrhundert zu einer vertieften Reflexion dessen, was Offenbarung und Tradition bedeutet. Das schlägt sich in der Geschichte der Dogmatischen Konstitution Dei Verbum nieder. Das größte Ringen gab es hier um das Verhältnis von Schrift und Überlieferung, denn im Schatten der Auseinandersetzungen um Modernismus und Historismus hatte diese Fragestellung aus reformatorischer Zeit eine Eigendynamik entwickelt. „Ein etwas quantitativer Begriff von Offenbarung bildete sich aus, als wäre diese ein auf zwei Behälter verteiltes Deposium einer Summe von Einzelwahrheiten, deren Annahme den Menschen zum Christen macht.“

Etwa im 19. Jahrhundert entstand auf diese Weise die Redensart von zwei Quellen der Offenbarung, in der sich solche Vorstellungen widerspiegeln.“ Der Historismus unterwarf diese der historischen Methode und ihrer säkularen Grundannahmen. Nun ließ sich aber historisch nicht feststellen, dass Einzelwahrheiten als solche von den Aposteln an mündlich in der Kirche weitergegeben wurden. Auch die Väter verstanden unter Paradosis nicht einzelne wahre Sätze, die neben der Schrift überliefert wurden. „Tradition – das heißt für sie einfach ‚scriptura in ecclesia‘, Schrift lebt in der lebendigen Aneignung durch die geisterfüllte Kirche und nur so ist sie selbst.“ Die Überzeugung dahinter ist: Gott ist auch Gott der Geschichte. Die durch den Historismus geläuterte Auffassung von Überlieferung ermöglicht nun andere Antworten: Schrift ohne Überlieferung durch die Kirche gibt es nicht, den menschlichen und historischen Faktoren bei der göttlichen Inspiration kann Rechnung getragen



Kann Wahrheit sich ändern? Inwiefern spiegelt die Bibel die Wahrheit wider?

Foto: adobe stock

Allein die Wahrheit schafft Zukunft

Was sollte mehr prägen: Das Wort Gottes unsere Lebenswirklichkeiten oder unsere Lebenswirklichkeiten das Verständnis von Gottes Offenbarung?

VON RAINER MARIA KARDINAL WOELKI

werden, die Irrtumslosigkeit der Schrift und die historisch-kritische Methode bekommen ihren adäquaten Platz bei der Auslegung der Bibel. Es wird aber noch etwas Anderes deutlich: Bezeichnet man Schrift und Überlieferung als Quellen der Offenbarung, reduziert man Offenbarung auf ihre Mittel. Offenbarung aber ist vielmehr das dahinterliegende Sich-Selbst-Enthüllen Gottes. Daher kommt es, dass wir am Anfang der Konstitution Dei Verbum eine Reflexion auf das Wesen der Offenbarung haben. So wurde das Offenbarungsdenken „aus einer rationalistischen und intellektualistischen Verengung heraus- und einem biblisch angemessenen personalen Verständnis von Offenbarung als Selbstmitteilung Gottes zugeführt“.

Eine solche Offenbarungsvorstellung zeichnet ein Menschenbild, das wesentlich dialogisch bestimmt ist. Er ist berufen zur Gemeinschaft mit Gott, der selber Gemeinschaft ist. Das Urbild des dialogischen Menschen ist Christus selbst. Diesem Ideal, diesem Urbild sollen wir entsprechen. Daraus misst sich die Wahrheit unseres Seins. Dementsprechend spricht auch die eingangs zitierte Enzyklika Fides et Ratio in Bezug auf die Wahrheit nicht von einer rein erklaube und Vernunft sind die beiden Flügel, mit denen sich der menschliche Geist zur Betrachtung der Wahrheit erhebt. Das Streben, die Wahrheit zu erkennen und letztlich Ihn selbst zu erkennen, hat Gott dem Menschen ins Herz gesenkt, damit er dadurch, dass er Ihn erkennt und liebt, auch zur vollen Wahrheit über sich selbst gelangen könne.“ Mit diesen programmatischen Worten beginnt die Enzyklika „Fides et

und Denken. Wahrheit erkennen ist zugleich das Erkennen des Sinnes von allem Sein – insbesondere des Sinns und Zieles des Daseins des Menschen – und das entsprechende Handeln. Auch dies ist dynamisch gedacht, denn der Dialog mit Gott soll uns immer mehr verwandeln. Er soll uns immer tiefer in die Einheit und Gemeinschaft mit dem dreifaltigen Gott führen.

Das Wort „Logos“ zeigt eine besondere Breite und Tiefe dieses Dialogs. Ratzinger betont die Vielschichtigkeit dieses Wortes, das mit Vernunft, Sinn, aber auch mit Wort übersetzt werden kann. Im Neuen Testament, vor allem im Prolog des Johannes klingt an, „dass alles, was geworden ist, nicht Frucht eines irrationalen Zufalls, sondern von Gott gewollt ist, zu seinem Plan gehört, in dessen Mittelpunkt das Angebot steht, am göttlichen Leben in Christus teilzuhaben. Die Schöpfung entsteht aus dem Logos und trägt die unauslöschliche Spur der schöpferischen Vernunft, die ordnet und leitet“. Hier zeigt sich die „christologische Verfasstheit der Schöpfung“, aber auch die Einheit des göttlichen Handelns in Schöpfungsgeschehen und Heilsordnung wird deutlich. Als eine grundlegende Form des Dialogs mit Gott stellen Dei Verbum und Verbum Domini den persönlichen Umgang mit der Heiligen Schrift heraus. Gleichzeitig betont Ratzinger: Die Schrift lädt zum Dialog mit Gott „nicht im Sinne einer pietistisch-individualistischen Auffassung, sondern als Gespräch des Sohnes mit seiner Braut, der Kirche. Das schließt das Kolloquium des Einzelnen, sein dialogi-

sches Betroffensein von dem Wort, das auch ihm neu und höchstpersönlich zugesprochen ist, keineswegs aus, aber es fügt den Einzeldialog in den Dialog Sohn-Braut ein und bringt so auf eine durchaus biblische Weise die unersetzliche Bedeutung der Kirche im Vorgang des Verstehens der Schrift in Blick“. Ihren Höhepunkt habe die Schriftlesung und Auslegung im gemeinsamen Gottesdienst, der von dem Wechselspiel zwischen persönlicher und gemeinsamer Lektüre genährt werde. So wird der Einzelne wie auch die Kirche immer tiefer in das Verständnis dessen eingeführt, was Gottes Wort und Wille ist. Dieser dynamische Charakter muss aber im richtigen Sinn erfasst werden, sonst treffen ihn die Ururteilungen des Modernismus: Der Fortschritt im Erkennen der Offenbarung ist nicht zu verstehen „in dem Sinne, dass sie sich in ihrer Wahrheit verändert, die immerwährend ist. Vielmehr ‚wächst das Verständnis der überlieferten Dinge und Worte‘ durch die Betrachtung und das Studium, durch Einsicht, die aus tieferer geistlicher Erfahrung stammt, und durch ‚die Verkündigung derer, die mit der Nachfolge im Bischofsamt das sichere Charisma der Wahrheit empfangen haben“.

Je nach Perspektive und Lebensumständen kann die Frage „In welchem Verhältnis steht die Wahrheit der Offenbarung zur Lebenswirklichkeit der Menschen?“ nun ganz unterschiedlich verstanden und beurteilt werden. Verbum Domini betont, schon in der Schöpfung können wir Gott erkennen – in den Dingen, aber genauso in unserem Gewissen. Dieser Dialog mit Gott kann die Lebenswirklichkeit positiv prägen. Ein zweiter positiver Aspekt ist: Die Überliefe-

rung ist „das lebendige Heute des Glaubens, der in allen Zeiten sich neu realisieren, entfalten und bewahren muss“. Sie wird also auch von der Lebenswirklichkeit der Menschen in der Kirche mitgeprägt. Verbum Domini betont aber: Es bestehe „die dramatische Möglichkeit, die der Freiheit des Menschen gegeben ist, sich diesem Dialog des Bundes mit Gott, für den wir geschaffen sind, zu entziehen“. Das gibt einen Hinweis darauf, weshalb nicht jede Lebenswirklichkeit dem Wort Gottes entspricht und nicht jede Lebenswirklichkeit die Überlieferung mitbringen sollte.

Bei aktuellen Diskussionen ist immer wieder von Weiterentwicklung der kirchlichen Lehre die Rede. Weiterentwicklung im Sinne von Dei Verbum und Verbum Domini kann aber nur bedeuten, dass was von Ewigkeit her wahr ist, in unserer Zeit neu ausgelegt wird. Relecture nennt Ratzinger dies auch. Vorherige Auslegungen werden dabei mit einbezogen. Weiterentwicklung kann man nur annehmen, wenn man zugleich glaubt, dass Gott die Geschichte und seine Kirche leitet und in ihr wirkt. Dass es da Menschliches gibt, das dies durchsetzt und mitwirkt, vielleicht sogar verdunkelt, ist richtig. Weiterentwicklung kann aber nicht bedeuten, dass die vermeintliche Überlieferung sich selbst widerspricht, indem sie beispielsweise im völligen Gegensatz zum bisherigen kirchlichen Lehramt steht.

Wenn man auf diesem Hintergrund einige Aussagen des Arbeitstextes des Synodalforums „Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche“ betrachtet, wird man verstehen, weshalb ich diesbezüglich Befürchtungen hege. Dort heißt es zu Diensten und Ämtern: „Deren Vielfalt hat sich nicht zuletzt aufgrund pastoraler Bedarfe und Notwendigkeiten geschichtlich entwickelt.“

Liest man diese Aussage wohlwollend und geht davon aus, dass der Text vom Wirken Gottes in Geschichte und Kirche spricht, muss klar sein: Die Frage nach neuen Ämtern kann nicht gegen die Schrift und Überlieferung beantwortet werden. Es ist nun bezeichnend, dass das Bollwerk der Überlieferung in der Kirche, dass die Bibel davor schützt, fundamentalistisch oder ideologisch interpretiert zu werden, nicht vorkommt. Es würde schnell auffallen, dass die Überlieferung der Kirche keine Weihe von Frauen kennt. Ich kann den Verdacht nicht verschweigen, dass hier eher die Überlieferung und die Auslegungsgemeinschaft mit der Weltkirche zur Disposition gestellt wird, als wirkliche Antworten zu finden, die den Lebenswirklichkeiten genauso wie der Wahrheit der Offenbarung gerecht werden. Vielleicht also ist die Antwort auf viele Fragen, die unseren Lebenswirklichkeiten entspringen: dass unsere Lebenswirklichkeiten viel mehr vom Wort Gottes geprägt sein sollten als unser Verständnis vom Wort Gottes von unserer Lebenswirklichkeit.



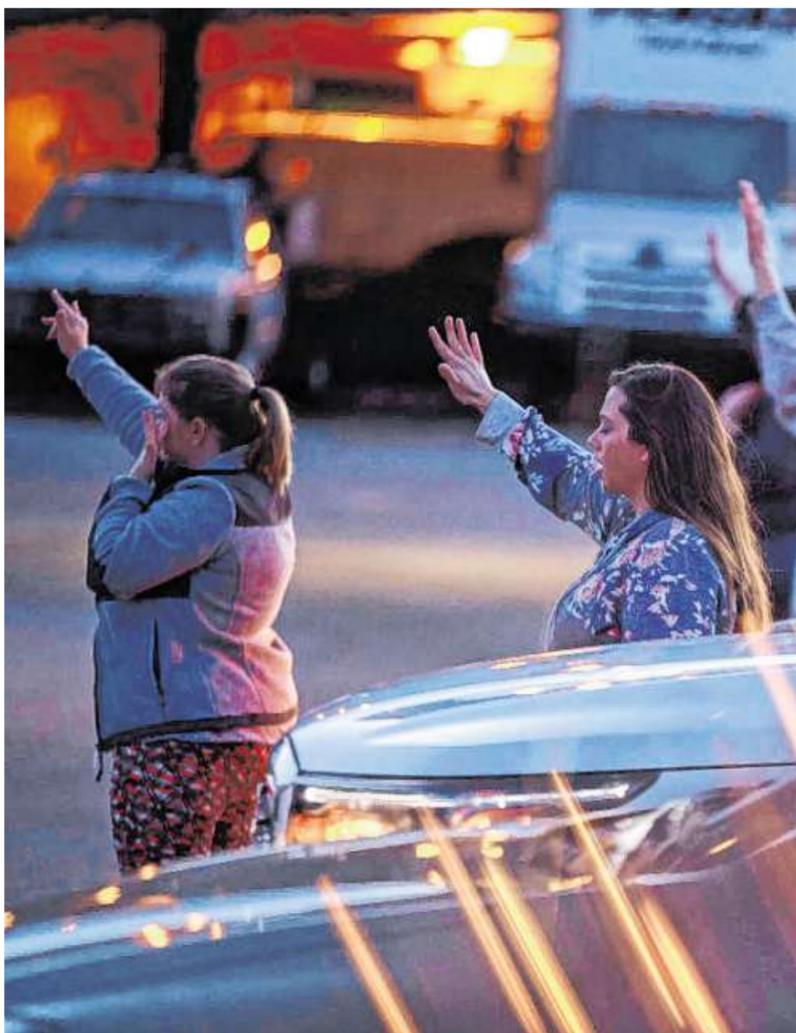
Rainer Maria Cardinal Woelki ist Erzbischof von Köln. Foto: KNA



Marienstatue des Marienbrunnens am Kapellplatz in Altötting: Joseph Ratzinger selbst war und ist mit dem bayerischen Wallfahrtsort sehr verbunden und besuchte ihn auch als Papst Benedikt XVI. Foto: imago

Glauben ist vernünftiges Erkennen

Was ist Geschichte? Was ist relativ? Was ist subjektiv? Eine Spurensuche
VON LUDWIG WEIMER



Die Christen haben offensichtlich eine Sehnsucht nach „Offenbarungen“. Bei den Evangelikalen zeigt sie sich im prophetischen Reden. Foto: imago

Es gibt keine Mysterien mehr (...), weil es keinen Grund mehr gibt.“ So äußert sich die moderne Philosophie zur Kontingenz der Geschichte. Schon Augustinus fragte, was und wo die Zeit ist. Wir hätten sie zwar nur als jeweiligen Augenblick in der Hand, aber wir könnten sie im Gedächtnis aufbewahren. Das Gedächtnis, sagt aber heute die Psychologie, wählt jedoch aus und lügt oft. Bei Joseph Ratzinger lesen wir: „Die reine Objektivität ist eine absurde Abstraktion. Nicht der Unbeteiligte erfährt, sondern Beteiligung ist die Voraussetzung für Erkenntnis. (...) Denn physikalische Prozesse sind gegenwärtig und wiederholbar, geschichtliche Vorgänge sind vergangen und nicht wiederholbar.“ Gibt es dann überhaupt eine echte Geschichtsschreibung? Und was müsste diese ausmachen? Sie scheint zunächst nur einer subjektiven, interessegesteuerten Auswahl von Körnern aus einem Sandhaufen zu gleichen. Das Gedächtnis wählt, von Interessen beraten, aus. Die Dominanz können vor allem Besonderheiten erobern, Absonderlichkeiten, Exzesse, Weltreichsträume und Schlachtfelder. Sagen müssen dann der Selbstrechtfertigung dienen und Legenden der frommen Erhöhung. Nur den Märchen verbleibt mit ihrer Weisheit und Allgemeingültigkeit ein verlässlicher Platz bei der Wahrheit, aber ein ungeschichtlicher. „Heilsgeschichte ist von Profangeschichte verschieden“, sagt Karl Rahner, die Profangeschichte sei aber „auf jeden Fall auch in ihrem eigentlichen Bereich beunruhigend, verweisend, aufgebrochen und enthält (...) Hinweise, ‚Zeichen‘ für den nach Heil Fragenden. Das Selbstbewusstsein des Menschen, sein Wissen um Hunger, Liebe, Macht und den Tod, das Sprachvermögen, die Nötigung zum gemeinschaftlichen Jagen, Wohnen und sich verteidigen, zur Stadtkultur und zu Reichen, zur Tradierung der Erfahrungen und seine Wissbegier machten den Menschen zum geschichtsbewussten Lebewesen. Im Zeitraum zwischen 100 und 300 n. Chr. gab es, weil das Christentum eine Neuheit war und man damals nur das Alte schätzte, die Anfrage, warum Christus so spät erschienen sei. Die Apologeten taten sich nicht ganz leicht mit der Antwort. Für uns ist es klar: Wenn Gott durch Menschen spricht, muss die vollendende Rede eine lange Vorgeschichte der Reinigung und Läuterung haben. Das apokryphe Hebräerevangelium ließ die Gottesstimme des Heiligen Geistes bei Jesu Taufe sagen: „Mein Sohn, in allen Propheten erwartete ich dich, dass du kämest, und ich in dir ruhte. Denn du bist meine Ruhe.“

Es ist zwar klar, dass nicht Reden, sondern nur das Tun von wahren Gläubigen das Gottesbild retten und wieder den Narrativ „Geschichte Gottes in der Welt durch sein Volk“ in Gang bringen kann, aber bei den Enttäuschten lässt sich der Mut dazu vielleicht wieder anfachen, indem versucht wird, Beispiele einer neuen Sprachgebung

für das Unterscheidende zwischen Religion und Glaube zu formulieren. Ratzinger hat in seiner „Einführung“ in Kap. 1, 4 u. 5 über die Geschichte und den Ort des Gottesvolkes als Faktum und wiederherholbares Experiment gehandelt. Für die Christen und das Lehramt der Kirche bedeutet der Wendepunkt Kant, dass ein historischer Jude, nämlich Jesus, das Wollen Gottes und damit Gott definiert. Das Geheimnis Gott, sein Wille, sein Geist und seine Liebe und damit auch der Ausweg aus der Not, in die ihn seine erwählte Nation gebracht hat, werden von dem Juden Paulus mit einem damals zeitgenössischen Juden, der Jesus war, beschrieben. Das ist der unbegreiflich kühne Erkenntnismut, der zum Dogma führt, welches Gottes Wesen durch einen geschichtlichen Menschen definiert. Vielleicht ahnen wir erst heute, im Zeitalter der die Wahrheit und das Göttliche eliminierenden Erkenntniskritik, was das bedeutet. Das alte christologische Dogma ist Bildrede und bereits nachkantisch: Ohne die Findung und Erwählung eines „Sohnes“ mit dem Geist Gottes kann sich der jüdische Gott nicht vollendet offenbaren.

Kants „Kritik der reinen Vernunft“ fragt: Kann ich eine Erkenntnis der Welt haben, die nicht lediglich („rein“) Erkenntnis dessen ist, wie sie mir erscheint? Unser Verstand lässt sich täuschen, weil er Begriffe und Ideen für empirische Wirklichkeiten nimmt. Eine jenseitige Welt können wir nicht wirklich erkennen. Unser Verstand kommt nicht durch Ideen zur objektiven Erkenntnis, sondern nur durch das praktische Experiment. Eine Geschichte mit dem Willen Gottes kann man experimentieren! In seiner Schrift „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ (1793) sagte Kant nur, dass wir über Gott selbst nicht mehr sagen können, als dass er unseren Standpunkt transzendiere, denn sonst würde er zur Natur gehören. Seine Hörer und Leser sagten, er wandle das Reich Gottes in ein Reich der Vernunft.

In seiner „Kritik der Urteilskraft“ finden wir einen anderen Zugang, den ästhetischen: Unsere Schönheitsliebe bemerke die wohlgefügte Ordnung und spüre eine göttliche Harmonie. Die ästhetische Erfahrung scheine die Grenzen zu überschreiten: Wir fühlen ein transzendentes Reich.

Sie scheine etwas zu verkörpern, was nicht von uns erdacht ist. Manchmal sind wir von der Größe der Welt überwältigt und verzichten auf Verstehen und Beherrschen und werden demütig. Dieses Gefühl der Ahnung des Erhabenen ermöglicht uns das Bild Natur als Schöpfung. Daraus bezieht nach Kant der teleologische Gottesbeweis seine moralische Kraft. Über die geschichtliche Zugangs-Erfahrung des biblischen Gottesvolkes sagt er nichts, vielleicht, weil die Wunder damals noch nicht formgeschichtlich erklärbar waren.

„Im Christentum ist Aufklärung Religion geworden und nicht mehr ihr Gegenspieler.“

Es braucht also ein heutiges Experiment und heutige Wunder im Sinn von Lessings Forderung, und zwar das originale Experiment mit einem Volk echter Jesusjünger, die als Werkzeug Gottes etwas in der Gesellschaft ändern und heilen können, um zumindest dem Vorwurf der Erfindung eines wirkungslosen Gottes zu antworten. Der heute gefragte Gottesbeweis kann nur der Verweis auf eine Geschichte und eine Praxis sein, die überzeugen, also ein Experiment der Überprüfung. Der gegenwärtige akademisch-theologische Religionspluralismus kann dieses Experiment nicht leisten. Joseph Ratzinger versuchte 1998 in seiner Rede in Hamburg eine Kurzdarstellung der Geschichte der Reinigung der Religion in der biblischen Aufklärung. Er begann mit dem personalen Gott Abrahams, der zugleich translokal und transtemporal wirkt und seine Würde und Güte im Gespräch über Sodom und Gomorrha zeigt. Als zweiten großen Schritt behandelte er den Weg zum Monotheismus nach dem Exil, der auf drei Pfeilern ruht: dem Mosegesetz, der Kritik durch die Propheten und

der Rationalität und Ethik der Weisheitsliteratur. Das Christentum ist dann der Durchbruch zu einer Form der universalen Synthese von Glaube und Vernunft. Es führt Athen und Jerusalem zusammen. Die jüdische und christliche Erfahrung einer Geschichte mit Gott als einer Geschichte des Gottesbundes mit seinem Volk umfasst 1000 Jahre Altisrael, 3000 Jahre jüdische und 2000 Jahre christliche Heilsgeschichte. Diese Geschichte hat jeweils einen Ort und ihre Stunde. Geschichtsdeuter (Propheten, Schreiber, Fortschreiber und Redaktoren) erkannten in der Geradevergangenheit oder aus längeren Zeiträumen Ereignisse als Wegzeichen in einem Riesensandhaufen und fügten sie zu einer Aussage zusammen, um einen nächsten Schritt des Gottesvolkes in die unbekannt Zukunft vorzuschlagen. Dazu deuteten sie die geschehene Geschichte. Im folgenden Jahr 1999 hat Ratzinger dann in Paris die Sache in die Formulierung gebracht: „Der christliche Glaube beruht nicht auf Poesie und Politik, diesen beiden großen Quellen der Religion; er beruht auf Erkenntnis. Er verehrt jenes Sein, das allem Existierenden zugrunde liegt, den ‚wirklichen Gott‘. Im Christentum ist Aufklärung Religion geworden und nicht mehr ihr Gegenspieler.“

In der heutigen Philosophie in Europa überzeugt diese Synthese dort nicht mehr, wo die Vernunft den ethischen Wahrheitsanspruch des Liebesgebotes durch Skepsis, Pluralismus und Toleranz ersetzt hat.

Die Christen, auch die heutigen, haben offensichtlich eine Sehnsucht nach „Offenbarungen“. Bei den Evangelikalen zeigt sie sich mehr im prophetischen Reden und Predigen, bei den Katholiken mehr in Wallfahrten zu den Marienerscheinungsorten und im Wunsch, Geheimnisse und Zukünftiges aus dem Mund der Gottesmutter zu erfahren. Das heißt: Man will ein aktuelles Wort Gottes hören, nicht nur ein historisches, in der Bibel tradiertes, dessen Aktualität man erst in einer Auslegung durch einen menschlichen Prediger herstellen muss. Unsere Kirche nennt die aus Visionen oder Auditionen gewonnenen scheinbar direkten Worte „aus dem Himmel“ erlaubte, aber nicht verbindliche Privatoffenbarungen im Unterschied zur biblischen, mit dem Tod der Apostel abgeschlossenen, für alle verpflichtenden Offenbarung. Wie wenig oder viel hat nun unsere Welt durch die gläubigen Juden und Christen gewonnen? Karl R. Popper schrieb: „Meine weitere These: dass das allgemeine Gejammer über die böse Welt, in der wir leben – man kann das als die herrschende Religion unserer Zeit bezeichnen –, zu allen Tatsachen im Widerspruch steht. Dabei ist meine Hauptthese, dass es uns nicht nur wirtschaftlich besser geht, sondern dass wir auch moralisch besser sind. Nur eines bin ich bereit zuzugeben: dass wir dümmer sind als je zuvor und unkritisch dem gegenüber, was zu glauben gerade modern ist. Das Schlimmste ist, dass wir aus diesen Fehlern nichts lernen. Und hier komme ich zur Sache. Die Fehlerkorrektur ist die wichtigste Methode der Technologie und des Lernens überhaupt. In der biologischen Evolution scheint sie die einzige Methode des Fortschritts zu sein. In der Methode des Versuchs und Irrtums, im kritisch auswählenden Experiment war bisher die Natur uns weit überlegen. Und wie viele ihrer Erfindungen (...) haben wir uns bisher vergeblich bemüht, nachzuahmen. Aber es wird uns wohl in absehbarer Zeit gelingen. Alles Leben ist Problemlösen.“ Und: „Vom Standpunkt des Historikers aus betrachtet ist jedoch unsere offene Gesellschaft die beste und gerechteste Gesellschaft, die es bislang auf dieser Erde gegeben hat.“



Prof. Dr. Ludwig Weimer ist Priester der Katholischen Integrierten Gemeinde. Foto: Martin Lohmann

Im Unterschied zu früheren Leidenserfahrungen ungeheuren Ausmaßes, wie etwa dem Erdbeben von Lissabon (1755) oder den grausamen Genoziden des 20. Jh., ist es in der gegenwärtigen weltweiten Krise eigenartig still um die Gottesfrage geworden: Nicht die großen Fragen, wie etwa nach der Vereinbarkeit von göttlicher Allmacht und Güte, nach dem Sinn des Leidens, dem Wesen und Ursprung des Übels, oder schlicht die Frage, ob Gott existiert, sind es, die in der intellektuellen Öffentlichkeit und der Theologie hörbar diskutiert werden. An die Stelle der Theodizee ist der Aufweis der Systemrelevanz von Religion als gesellschaftlichem Subsystem getreten. Mit dem Wort „Gott“ weiß die säkularisierte Öffentlichkeit offensichtlich nichts mehr recht anzufangen.

Unter den Intellektuellen ist ein frommer Atheismus oder religiöser Agnostizismus en vogue, der die religiösen Gefühle und Sehnsüchte des Menschen zwar anerkennt und ernst nimmt, diese aber aus Gründen der intellektuellen Redlichkeit nicht mehr für einlösbar hält. Die Theologie schließlich versteht sich in großen Teilen eher als eine empirisch-positive Wissenschaft, der es um den religiösen Glauben der Menschen in historischer, soziologischer, psychologischer oder lebenspraktischer Perspektive geht, oder aber sie zieht sich ganz in den Raum des Begriffs zurück, der sich bekanntlich gegenüber der Existenz indifferent verhält. Beides lässt den nachdenklichen Menschen, der nach dem Angesicht Gottes inmitten der heutigen Welt sucht, letztlich unberührt. Es kann nicht darum gehen, der Aufklärung und der Moderne zum Trotz einer neuen, naiven Gottesrede das Wort zu reden. „Wir können“, so Benedikt XVI., „Gott nicht auf den Tisch legen.“ Die Welt hat, das sagt uns schon der biblische Schöpfungsgedanke, ihre eigene, intelligible Struktur und Gesetzlichkeit; christlicher Glaube an Gott bedeutet, so Joseph Ratzinger, „dass jenes schöpferische Bewusstsein, das alle Dinge trägt, das Gedachte in die Freiheit eigenen, selbstständigen Seins entlassen hat“. Und Gott ist weder unter den Gegenständen der Welt zu finden noch mit der Welt als Ganzer identisch, sondern ihr absoluter Grund: „der Herrscher über das All“ (1. Chr 29, 12).

Was schon im biblischen Denken angelegt ist, wird durch die philosophische Reflexion, derer sich Glaube und Theologie bedienen, noch verstärkt: Die Schöpfung ist eine Realität eigenen Rechts, deren Tatsachen im Rahmen der positiven Wissenschaften prinzipiell aus sich selbst, aus ihren eigenen Prinzipien, erklärt werden können und müssen. Und Gott, der absolute Grund, so sagt es uns die klassische Metaphysik, ist als ein in jeder Hinsicht perfektes Wesen zu denken (Unkörperlichkeit, Unveränderlichkeit, Einfachheit, Ewigkeit, Geistigkeit, Gutheit et cetera). Die Philosophie hilft also der Theologie dabei, einen konsistenten und theologisch adäquaten Gottesbegriff zu bilden, mit dem Gott gerade nicht verendlicht, sondern seine Verschiedenheit von der Welt und seine unaussprechliche Erhabenheit und Anbetungswürdigkeit gesichert werden (vgl. „Dei Filius“ c.1; DH 3001).

In diesem Zusammenhang möchte ich kurz an drei diskussionswürdige Punkte im Denken Joseph Ratzingers erinnern: (1) Korrelationsthese. Nicht nur die Religion muss sich durch die Vernunft reinigen lassen, sondern auch das Umgekehrte gilt: Die Vernunft muss sich gegenüber den großen religiösen Traditionen, deren Gehalte aufgrund ihrer Bestätigung und Bewährung über Generationen hinweg eine eigene Vernünftigkeit besitzen, hör- und lernbereit verhalten. Nur so können sich der Vernunft neue Horizonte eröffnen, sie kann auf übersehene Phänomene und unreflektierte Hintergrundannahmen aufmerksam gemacht und vor Irrtümern bewahrt werden. Für die



Gott, der „Herrscher über das All“, der die Schöpfung in ihr eigenständiges Sein entlassen hat (Bible moralisée, 13. Jh.)

Foto: visipix

Gottes vergessene Existenz

Die Philosophie kann und muss der Theologie einen wichtigen Dienst leisten

VON STEPHAN HERZBERG

Vernunft des Glaubens folgt daraus, dass die philosophische Begrifflichkeit nicht unkritisch vom Glauben übernommen werden darf: „Die Philosophie bleibt vielmehr als solche“, so Ratzinger in seiner Bonner Antrittsvorlesung, „das andere und eigene, worauf sich der Glaube bezieht, um sich an ihm als dem anderen auszusprechen und verständlich zu machen.“ Philosophie und Theologie stehen zueinander im Verhältnis des „unvermischt und ungetrennt“, das heißt es handelt sich um zwei eigenständige, zu unterscheidende Disziplinen (vgl. „Fides et Ratio“), die aber gerade nicht trennbar sind, weil sie aufeinander angewiesen sind; sie sind, so Ratzinger, „zu gegenseitiger Reinigung und Heilung berufen“. Zwischen Autonomie und Autarkie ist zu unterscheiden.

(2) Innerbiblische Aufklärung. Der in Schrift und Tradition überlieferte Glaube birgt in sich selbst ein aufklärerisch-kritisches Potenzial; die Kritik muss also nicht von außen herangetragen, als vielmehr freigelegt und interpretiert werden. Wie in der Regensburger Vorlesung ausgeführt, ist die Synthese von griechischer Metaphysik und biblischem Glauben kein zufälliges Konstrukt, sondern das Ergebnis eines „von innen her nötigen Aufeinanderzugehens“, was in der Bibel beginnt (Ex 3,14), sich dort mit

einer Aufklärung verbindet und in der Logos-Lehre des Johannesprologs sein Ziel findet.

Die Philosophie dient allerdings nicht nur der Aufklärung und Reinigung des Glaubens, sondern sie ist auch notwendig, um den Wahrheitsanspruch und Ernst des biblischen Monotheismus einzulösen und zur Geltung zu bringen: Der Gott der Offenbarung ist kein anderer als der eine, absolute Urgrund des Seins, den eine realistische Metaphysik als das Prinzip von allem und als das in jeder Hinsicht vollkommene Sein erschließt. Der biblische Gott ist nicht die Gottheit eines bestimmten Volkes, das Produkt einer bestimmten mythologischen Tradition oder eine Privatangelegenheit des Abendlands, sondern er ist der Gott aller, der Juden wie der Heiden (Röm 3,29), und überhaupt der Schöpfer, der Vater von allem, „der über allem und durch alles und in allem“ ist (Eph 4,6). Aufgrund dieses Universalismus, so möchte ich mit Joachim Gnülka ergänzen, kann die Kirche, auch wenn sie in unseren Breiten zahlenmäßig kleiner wird, „prinzipiell niemals zur Sekte werden“, sondern ist „potenziell“ immer schon „Weltkirche“: „Sie ist und bleibt von ihrem Gott wie von ihrem Kyrios her auf die Welt und die Völker hin angelegt“, ist „Salz der Erde“ und „Licht der Welt“.

Erschöpft sich der spezifische Beitrag einer „natürlichen Theologie“ in Aufklärung, Kritik und Reinigung? Ist ihr Dienst allein intern: dem schon Gläubigen bei der reflexiven Vergewisserung der Grundlagen des Glaubens zu helfen? Jede Reflexion und jede Kritik ist etwas Zweites; sie muss sich ihren Gegenstand von anderswoher geben lassen. Versiegt dessen Quelle, dann gleicht die Kritik einem leerlaufenden Rad. Ist das nicht in weiten Teilen der Zustand unserer offiziellen Gottesrede angesichts des Verlusts oder des gänzlichen Ausfalls der Gottesfrage? Die empirische Wirklichkeit nimmt uns aufgrund ihrer zunehmenden Komplexität immer mehr gefangen; eine mühsam errungene Antwort zieht hundert neue Fragen nach sich. Reicht es da, eine Gotteslehre anzubieten, die im hypothetischen Modus verfährt: „Wenn Gott existiert, dann muss er so und so gedacht werden?“ Müsste der spezifische Beitrag einer „natürlichen Theologie“ neben der unverzichtbaren Kritik und Reinigung des Gottesbegriffs nicht auch darin liegen, dem nachdenklichen Menschen von heute wieder einen Weg in die „Weite der Vernunft“ (Benedikt XVI.) zu zeigen, auf dem er Gott finden kann, also Argumente vorzulegen, die es ihm ermöglichen, Gottes Existenz mit Gewissheit zu bejahen (vgl. DH 3004, DH

4206)? Bis heute wird kontrovers diskutiert, ob Argumente wie etwa die „quinque viae“ epistemisch zwingend die Existenz eines transzendenten Grundes als der einen notwendigen Bedingung für das Ganze der Welt „dartun“ oder „aufzeigen“ können oder eben nur zum vernunftnotwendigen Gedanken eines nicht weiter bestimmbar Unbedingten gelangen. Welche Chancen hat der Gottesbeweis gegenüber demjenigen, der eine seiner Voraussetzungen (etwa das Prinzip vom ausschließenden Regress) aufgrund empiristischer Vorannahmen ablehnt? Ich sehe den bleibenden Wert dieser Argumente weniger in ihrem zwingenden Charakter als vielmehr in der metaphysischen Besinnung, zu der sie anregen. Sie thematisieren die Welt nicht einfachhin, sondern lehren uns, die Welt unter einem bestimmten metaphysischen Gesichtspunkt (Prozessualität, Kontingenz etwa) zu betrachten. Diese Betrachtung lässt sich immer weiter vertiefen (vgl. Weish 13,1-9; Röm 1,20), wobei diese Vertiefung nicht dem logischen Zwang eines Schlussverfahrens folgt, als vielmehr dem natürlichen Verlangen des Menschen, die Ursache eines Sachverhalts zu erkennen (Aristoteles). Die metaphysische Besinnung ist eine Hinführung zum epistemische Überstieg, erzwingt ihn aber nicht. Der Dienst der Philosophie für den Glauben besteht vor allem darin, die Hindernisse für eine solche metaphysische Besinnung aus dem Weg zu räumen: Indem die Philosophie Möglichkeiten aufzeigt, wie sich das Ganze der Welt thematisieren lässt, indem sie verschiedene Typen von Rationalität und Erklärung unterscheidet oder indem sie unser modernes, empiristisches Verständnis von Existenz (Kant) kritisch hinterfragt, zeigt sie uns einen Weg ins Weite und Ganze und trägt so dazu bei, unsere „Wahrnehmungsfähigkeit für Gott“ (Benedikt XVI.) wieder neu zu entwickeln.

Der Weg zur Gotteserkenntnis ist aber immer der Weg eines konkreten Menschen. Wie weit er ihm mitgeht, ist nicht allein Sache des Arguments. Natur und Gnade sind geheimnisvoll miteinander verwoben. Einige Scholastiker sprechen zu Recht von der „freien Gewissheit“ (certitudo libera): Die Zustimmung als ein personal-freier Akt des ganzen Menschen ist von der Zustimmung des Verstandes zu unterscheiden. Das spielt vor allem dort eine Rolle, wo sich das Bewiesene oder Erschlossene der empirischen Überprüfung entzieht und gleichzeitig von erheblicher existenzieller Tragweite ist. Neben dem Argument werden hier andere Faktoren relevant (Zeugen, Vorbilder, Glaubens- und Lebenserfahrungen et cetera). Wem in der Zusammenschau all dieser Faktoren die Existenz Gottes zur Lebensgewissheit geworden ist, dem wird diese Erkenntnis zum Grund eines neuen Fragens nach dem lebendigen Gott und eines neuen Hörens auf das Wort dieses lebendigen Gottes.



Prof. Dr. Stephan Herzberg ist Philosoph an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen und arbeitet zu Themen der antiken Philosophie.

Foto: Privat

Seine Gegenwart mitten unter uns



Foto: Adobe Stock

In der Liturgie ist Gott ganz besonders gegenwärtig. Hier wird die Heilsgeschichte geradezu greifbar

VON PATER SVEN LEO CONRAD

Die Liturgiekonstitution des II. Vatikanischen Konzils hat für den Kontext unserer Frage nach der Liturgie als dem bevorzugten Ort der Gegenwart Gottes einen zentralen Gedanken der Enzyklika „Mediator Dei“ von Papst Pius XII. aufgenommen. Dieser Papst hatte erstmals in einem lehramtlichen Dokument verschiedene Weisen der Gegenwart Christi im Vollzug des Gottesdienstes unterschieden: „Deshalb ist in jeder liturgischen Handlung zugleich mit der Kirche ihr göttlicher Stifter zugegen. Zugegen ist Christus im hochheiligen Opfer des Altares, in der Person des seine Stelle vertretenden Priesters und vor allem unter den eucharistischen Gestalten. Zugegen ist er in den Sakramenten durch die Kraft, die er ihnen zuströmen lässt als den Werkzeugen der Heiligung. Zugegen ist er endlich im Lob Gottes und im Bittgebet, gemäß dem Worte: Wo nämlich zwei oder drei in meinem Namen vereint sind, bin ich mitten unter ihnen.“

Warum ist es wahr und wichtig, verschiedene Weisen der Präsenz Christi in der Liturgie zu unterscheiden? Wenn wir Offenbarung heute zu Recht als Selbstmitteilung des Dreifaltigen Gottes verstehen, der seiner Schöpfung und speziell dem Menschen sein eigenes Leben schenken will, dann rückt viel existenzieller als früher die Frage in den Mittelpunkt, wie der Mensch die Offenbarung vernimmt, damit diese überhaupt erst zustande kommt, ein Thema, das bei Joseph Ratzinger bekanntlich sehr zentral ist. Von hier ergibt sich die Bedeutung des Glaubens als Vollendung der Offenbarung selbst, „weil ohne die gläubige Annah-

me der Offenbarung nichts wirklich offenbar wäre“. Es ist von daher nicht ohne Bedeutung für unseren Kontext, dass die Liturgiekonstitution des II. Vaticanums eigentlich mit dem Thema Offenbarung beginnt (Abschnitte 5 und 6) und gerade deswegen Liturgie als Fortführung der Heilsgeschichte darzustellen vermag, deren Mitte ein für alle Mal das Mysterium Paschale Christi ist. Im Paschamysterium als dem zentralen Punkt der Heilsgeschichte gipfelt auch die Selbstmitteilung Gottes! Ratzinger kann daher über das am Kreuz geöffnete Herz des Erlösers sagen, in ihm sei „die Mitte des Christentums vor uns hingestellt. In ihm ist alles gesagt, das wahrhaft umstürzend Neue, das im Neuen Bund geschieht.“ Durch die Aktuierung des Mysterium Paschale wird also durch alle Zeit der Kirche hindurch die Erkenntnis des Gottes geschehen, der seinem tiefsten Wesen nach Liebe ist, und wird die Kirche immer wieder „die personhafte Liebe“, den Heiligen Geist, als Heilsgabe empfangen. Hier dürfen wir die exegetische Bemerkung hinzuziehen, dass in der johanneischen Theologie das Wirken Jesu selbst und der Geist eng aneinandergeführt werden. In Joh 14,26 lesen wir: „Und er wird euch an alles das erinnern, was ich euch gesagt habe.“ Mit Blick auf das Wort Hypermnese macht Heinrich Schlier einen doppelten Wortgebrauch aus, nämlich „Vergegenwärtigen“ und „Auslegen“. Damit sind wir auf ein wesentliches Handeln der heiligen Liturgie verwiesen. Es war nicht zuletzt der Lehrer Ratzingers, Gottlieb Söhngen, der die Frage nach den verschiedenen Gegenwartsweisen Christi wesentlich vorangebracht hat und es ist kein Zufall, dass Söhngen einer der maßgeblichen Denker war, die sich um die Mysterientheologie bemüht haben; Letzteres geschah in deutlicher Abgrenzung zu Odo Casel. Söhngen widmet sich bei einem Vortrag während eines Studientages in Maria Laach der „Gegenwart Christi in uns durch den Glauben“, und zwar mit Blick auf Eph 3, 17 und auf die Theologie der Messe und unterscheidet unter anderen folgende Gegenwartsweisen Christi: Die Gnadengegenwart, die Christus zukommt, insofern er durch sein Erlösungswerk Mittler ist. Als eine besondere Art dieser Gnadengegenwart hat die sakramentale Gegenwart im Geheimnis der Eucharistie zu gelten. Söhngens Anliegen ist es, das Verhältnis der Gnadengegenwart als „eine[r] geistige[n] Wirkgegenwart“ zu jener des eucharistischen Sakramentes zu klären, die als „eine wesenhafte Leibgegenwart“ beschrieben wird. Als scholastisch geprägter Denker geht es unserem Autor hierbei letztlich um nichts anderes

als um die Seinsfrage im übernatürlichen Bereich. Die notwendigen Unterscheidungen sollen die Begriffe schließlich wieder zueinanderführen, um die Wirklichkeit tiefer zu erfassen. Er insistiert, dass es sich in beiden Fällen um wirkliche Gegenwartsweisen handelt, die wechselseitig aufeinander verwiesen sind: „Was wäre der Glaube und so auch die Glaubensgegenwart Christi ohne das Sakrament? Sie träten überhaupt nicht ins Leben, wie das Sakrament der Taufe zeigt, das beide erst grundlegt. Und im Sakrament des Leibes und Blutes Christi wird die Glaubens- und Geistgegenwart Christi stets aufs Neue geradezu leibhaft verbürgt und sozusagen mit frischem Blute gestärkt, wie bei der Kommunion besonders deutlich wird. Und was wäre der Empfang des Leibes Christi ohne die Glaubens- und Geistgegenwart Christi? Eine allzu flüchtige Augenblickssache! Aber die sakramentale Gemeinschaft mit dem Leib Christi erfüllt sich in der Glaubensgemeinschaft mit dem Christusgeist und gewinnt hierin Dauer und wird Geist und Leben im inneren Menschen. Sakrament und Opfermahl sind gleichsam das Tatgebet: Es wohne Christus durch den Glauben in unseren Herzen!“ Nach Ratzinger ist die vergeistigte Seinsweise des Auferstehungsleibes Christi „der Ermöglichungsgrund liturgischer Vergegenwärtigung“ und damit der verschiedenen Weisen der Gegenwart des Herrn. Ganz in diesem Sinne lehrt „Sacrosanctum concilium“: „Seither hat die Kirche niemals aufgehört, sich zur Feier des Pascha-Mysteriums zu versammeln, dabei zu lesen, ‚was

in allen Schriften von ihm geschrieben steht‘ (Lk 24,27), die Eucharistie zu feiern, in der ‚Sieg und Triumph seines Todes dargestellt werden‘, und zugleich ‚Gott für die unsagbar große Gabe dankzusagen‘ (2 Kor 9,15), in Christus Jesus ‚zum Lob seiner Herrlichkeit‘ (Eph 1,12). All das aber geschieht in der Kraft des Heiligen Geistes.“ (SC 6). Von unserer offenbarungstheologischen Grundlegung der liturgischen Gegenwart erkennen wir, dass die Gegenwart des Herrn in der Eucharistie, und zwar sowohl die opferhafte als auch die Gegenwart unter den heiligen Gestalten, die Betz als „somatische Realpräsenz“ bezeichnet, die erste Stelle einnehmen müssen. Hier werden das Paschamysterium und damit die Gabe des Geistes an die Kirche aktuier. Davon ergeben sich die kosmische Dimension der Eucharistie, die bei Ratzinger sehr präsent ist und die verschiedenen Stufen der Wandlung, die ausgehend von der Transsubstantiation Kurt Koch mehrfach so treffend beschrieben hat.

„Was wäre der Empfang des Leibes Christi ohne die Glaubens- und Geistesgegenwart Christi? Eine allzu flüchtige Augenblickssache!“



Pater Dr. Sven Leo Conrad FSSP gehört zur Priesterbruderschaft St. Petrus, die mit besonderer Sorgfalt die überlieferte Liturgie feiert. Foto: Privat

Wenn auf Messopfer und Kommunion auch bei der Frage der Gegenwartsweisen Christi alles zuläuft, so stellt sich noch jene nach der Gegenwart im Wort. Es ist jene Gegenwartsweise, die „Sacrosanctum concilium“ als einzige den bereits in „Mediator Dei“ aufgeführten hinzufügt. Christus sei gegenwärtig, „in seinem Wort“, „da er selbst spricht, wenn die heiligen Schriften in der Kirche gelesen werden“. Auch hier erntet man gewissermaßen eine reiche Frucht der theologischen Entwicklung im 20. Jahrhundert, zu der wiederum auch Gottlieb Söhngen beigetragen hat. Wort und Sakrament stehen sich im christlichen Gottesdienst nicht einfach gegenüber, sondern durchdringen sich. Dies kommt bereits in der Sprache der traditionellen Theologie zum Ausdruck, die das Sakrament als *verbum visibile* bezeichnet, eine Formulierung, die Söhngen zum analogen Begriff des Wortes als *sacramentum audibile* bewegt. Am engsten sieht er diese Durchdringung bei der

Feier der Eucharistie, und zwar mit Blick darauf, dass sie die Kirche aufbaut „als die Kultgemeinschaft, die in der inneren Beziehungseinheit von Wort und Sakrament die geistige und wirkliche Gegenwart Christi und seines Heilswerkes ist“. Die Liturgie führt die Heilsgeschichte an der Kirche von heute und an uns in ihr besonders durch den anamnetischen Vollzug der Lesungen fort, die uns jeweilige Aspekte des Christusheiles eröffnen. Wenn wir dies verstanden haben, sind wir auch dagegen gefeit, die Liturgie des Wortes gewissermaßen instruktionstheoretisch misszuverstehen und erkennen besser den in ihr wirkenden Herrn. Er ist die inkarnierte Tora und will genau das wirken, was für den Alten Bund die Tora bedeutete, die Konkretisierung des Bundes mit Gott für die Kirche, für den Einzelnen im Hier und Jetzt. „Von der Schrift her ... kommt Jesus in unser Heute.“ Es lassen sich übrigens Parallelen zwischen der Evangelienprozession und der Prozession der Torarollen in der Synagoge bestimmen. Das eigene Leben ganz auf Gott beziehen durch die Verkündigung des Wortes, in dem der Herr selbst gegenwärtig ist und durch seinen Geist wirkt. Papst Benedikt weist in seinem Apostolischen Schreiben „Verbum Domini“ darauf hin, dass in der alten Kirche die Verkündigung des Wortes Gottes begleitet war von Gebeten, die den Charakter einer Epiklese hatten. Diese zeige, „warum man den Sinn des Wortes nicht erfassen kann, wenn man das Wirken des Parakleten in der Kirche und in den Herzen der Gläubigen nicht annimmt“.

Schließen möchte ich mit einem schönen Text von Papst Benedikt, der das Ineinander von Liturgie und Heilsgeschichte beschreibt: „In der Eucharistie offenbart sich der Plan der Liebe, der die gesamte Heilsgeschichte bestimmt (vgl. Eph 1,10; 3,8–11). In ihr gibt der Deus Trinitas, der in sich selbst die Liebe ist (vgl. 1 Joh 4,7–8), sich gänzlich in unsere menschliche Befindlichkeit hinein. Im Brot und im Wein, unter deren Gestalten Christus sich uns im österlichen Mahl schenkt (vgl. Lk 22,14–20; 1 Kor 11, 23–26), kommt in Form des Sakraments das ganze göttliche Leben zu uns und teilt sich uns mit. Gott ist das vollkommene Mit- und Ineinander gegenseitiger Liebe zwischen dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist. Schon in der Schöpfung empfängt der Mensch die Berufung, in einem gewissen Maß am Lebensatem Gottes teilzuhaben (vgl. Gen 2,7). Doch im gestorbenen und auferstandenen Christus und in der Aussendung des Heiligen Geistes, der unbegrenzt gegeben wird (vgl. Joh 3,34), werden wir der innersten Tiefen Gottes anteilhaft.“

Dogma in Geschichte

Theologen haben die Aufgabe, die Offenbarung Gottes für unsere Zeit zu erschließen. Aber: Kann die Überlieferung der Offenbarung sich ändern? **VON HELMUT HOPING**

In der katholischen Theologie wird heute im Anschluss an eine Offenbarungstypologie von Max Seckler davon gesprochen, dass ein „kommunikationstheoretisches“ Offenbarungsverständnis (Offenbarung als Selbstmitteilung Gottes) ein instruktionstheoretisches Verständnis von Offenbarung (Offenbarung als Mitteilung übernatürlicher Wahrheiten) abgelöst habe. Übersehen wird dabei zumeist, dass es sich auch bei einer Instruktion (instructio) oder einer Rede (locutio) um eine Form der Kommunikation handelt. Ebenso gerät aus dem Blick, dass der Begriff der Offenbarung erst im 19. Jahrhun-

der nicht nur Gottes Wort verkündete, sondern in ihm Gott selbst in seinem fleischgewordenen Wort zu den Menschen gesprochen hat, ist an einer werthaftern Offenbarung festzuhalten, die beansprucht, bleibend wahr zu sein. In diesem Sinne spricht Peterson davon, „dass sich die Logos-Offenbarung ins Dogma hinein ausgeprägt hat“. Peterson bezeichnet eine „Theologie ohne Dogma“ als phantastische Konstruktion modernen Denkens. In einem Artikel zur Diskussion um Hans Küngs „Christ sein“ (1976) hat Joseph Ratzinger den Ansatz Petersons aufgegriffen. Ratzinger nennt Küngs Christologie eine „Theologie

barung als personale Selbstmitteilung Gottes, zugleich aber als „locutio Dei“ (Rede Gottes) im menschlichen Wort und damit als werthaftern Offenbarung. Das Verständnis von Offenbarung in „Dei Verbum“ unterscheidet sich damit sehr grundsätzlich von demjenigen, welches zum Beispiel George Tyrrell (1861–1909) vertrat. Der englische Theologe, der sich selbst als Modernist bezeichnete, bündelte seine Kritik an propositionalen Offenbarungswahrheiten in dem markanten Satz: „Gott spricht in Taten, nicht in Worten.“ Das Zweite Vatikanische Konzil betrachtet die von Gott empfangene Offenbarung und ihre Überlieferung als

„nicht über dem Wort Gottes, sondern dient ihm, indem es nur lehrt, was überliefert ist, indem es das Wort Gottes nach göttlichem Auftrag und mit dem Beistand des Heiligen Geistes ehrfürchtig hört, heilig bewahrt und treu erklärt und all das, was es von Gott geoffenbart zu glauben vorlegt, aus der einen Hinterlassenschaft des Glaubens schöpft“ (DV 10).

Neben der Rekonstruktion der Entstehungsgeschichte des Dogmas, also der „Geschichte zum Dogma hin“, dessen Ausgangs- und Grundgestalt die „regula fidei“ und das Taufsymbol sind, ist die zentrale Frage der Geschichtlichkeit des Dogmas für

stabile Gleichzeitigkeit von Kontinuität und Diskontinuität“ und bezieht die Kritik von Gerhard Ebeling (1912–2001) am vermeintlichen katholischen Paradoxon eines „radikalen Konservatismus“ und eines „nicht minder radikalen Evolutionismus“ positiv auf die Entwicklung der katholischen Glaubenslehre. In seiner Programmschrift „Reform – dieselbe Kirche anders denken“ (2019) wird Seewald deutlicher. Hier spricht er von einer „Korrektur des Dogmatischen“, nämlich der Notwendigkeit, „die Lehre der Kirche zu korrigieren, wo es nicht mehr gelingt, sie glaubhaft als Evangelium auszuweisen“.



Auf welche Weisen Gott sich offenbart und ob die Offenbarungen zeitlos sind, wird aktuell viel diskutiert. Die Kirche Santa Maria in Traspontina in Rom zeigt den sich offenbarenden Gott.

Foto: Imago

dert zum Zentralbegriff der Theologie wurde, sich personale und werthaftern Offenbarung aber nicht trennen lassen. Davon geht auch die Dogmatische Konstitution „Dei Verbum“ (1965) über die göttliche Offenbarung des Zweiten Vatikanischen Konzils aus.

Schon Henry Kardinal Newman (1801–1890), der von Benedikt XVI. selig und von Papst Franziskus heiliggesprochen wurde, hatte gezeigt, dass die Identität mit dem Ursprung nur in einer grundlegenden geschichtlichen Kontinuität der Glaubenslehre bewahrt werden kann. In der Überlieferung, so Newman in seinem „Essay on the Development of Christian Doctrine“ (1845), realisiert sich der Glaube als geschichtliche Wirklichkeit. Wenn die Offenbarung Gottes in seinem menschengewordenen Sohn mit dem Anspruch auf unbedingte Gültigkeit auftritt, muss dies auch für die Glaubenslehre ihrer authentischen Überlieferung gelten. Andernfalls könnte die Kirche niemals sagen, was bleibend gültige Wahrheit des Glaubens ist und was nicht. Der aus der griechischen Antike entlehnte theologische Begriff des Dogmas meint genau dies: eine verbindliche, normative Glaubensaussage mit definitivem Wahrheitsanspruch. Unter den Neuansätzen im Verständnis von Offenbarung und Überlieferung nach der Krise des Modernismus und dem Ersten Weltkrieg sei hier nur auf den Beitrag von Erik Peterson (1890–1960) hingewiesen, der Newmans Einsicht aufnimmt. Im Traktat „Was ist Theologie?“ (1925) begründet Peterson das Dogma streng offenbarungs- beziehungsweise inkarnationstheologisch. Wenn Jesus Chris-

ohne und auch gegen das Dogma“, die ihre Grundlage im methodischen Grundentscheid des Buches „Unfehlbar? Eine Anfrage“ (1970) hat. Unverkennbar ist die Nähe von Hans Küng zu Adolf von Harnack (1851–1930), dem es schon in seiner frühen Dogmengeschichte darum ging, die „Kirche von dem dogmatischen Christentum zu befreien“.

Offenbarung geschieht auch durch Worte

Die Konstitution „Dei Verbum“ ist einer der Schlüsseltexte des Zweiten Vatikanischen Konzils. Ziel des Dokumentes ist es, „den Spuren des Trienter und des Ersten Vatikanischen Konzils folgend, die echte Lehre über die göttliche Offenbarung und ihre Weitergabe vorzulegen“ (DV 1). Gott kann nur in dem Maße erkannt werden, wie er sich zu erkennen gibt – sei es durch die Schöpfung oder in der Geschichte. In seiner Güte und Weisheit hat Gott beschlossen, „sich selbst zu offenbaren und das Geheimnis seines Willens kundzutun [...], dass die Menschen durch Christus, das fleischgewordene Wort, im Heiligen Geist Zugang zum Vater haben“ (DV 2). Schon gegenüber dem Volk Israel hat sich Gott „durch Wort und Tat als einzigen, wahren und lebendigen Gott“ (DV 14) offenbart. Die „Fülle der ganzen Offenbarung“ (DV 12) aber ist Jesus Christus. Als menschengewordener Sohn Gottes hat er „in Tat und Wort seinen Vater und sich selbst geoffenbart“ (DV 17). Offenbarung nach biblischem Verständnis geschieht nicht nur durch Taten, sondern nicht zuletzt durch das Wort. Das Konzil versteht Offen-

einen dynamischen Vorgang. Das traditionalistische Missverständnis von Überlieferung besteht darin, Traditionen zu petrifizieren. Andererseits gehört das Dogmatische konstitutiv zur Offenbarung Gottes, weshalb die verbindliche Glaubensüberlieferung nicht einfach zur Disposition gestellt werden kann. Allerdings bedarf sie der theologischen Hermeneutik, die in ihrer Grundstruktur einer Ellipse vergleichbar ist, deren Scheitelpunkte Glaube und Vernunft bilden: „fides quaerens intellectum“ (der Glaube, der nach Einsicht sucht). Aufgabe der Theologen ist es, die geoffenbarte Wahrheit Gottes tiefer zu erfassen und für unsere Zeit zu erschließen. Wie der Bischof bei seiner Lehrverkündigung, so ist auch der Theologe der überlieferten Wahrheit der Offenbarung verpflichtet. Bei der theologischen Hermeneutik sind daher alle Bezeugungsinstanzen des Glaubens zu berücksichtigen, nicht nur die Schrift oder Teile davon. Ort der Schriftinterpretation ist die Kirche.

Die Schrift – dies hat die Krise des reformatorischen Schriftprinzips gezeigt – interpretiert sich nicht selbst. Sie kann nur „in dem Geist gelesen und ausgelegt werden, in dem sie geschrieben wurde“ (DV 12). Jeder, der die Schrift liest, kann zu ihrem Verständnis beitragen. Doch ist es allein Aufgabe des lebendigen Lehramts der Kirche, das seine Vollmacht im Namen Jesu ausübt, „das geschriebene oder überlieferte Wort Gottes authentisch auszulegen“ (DV 10), das heißt mit dem Anspruch auf letzte Verbindlichkeit. Das Lehramt steht dabei

Joseph Ratzinger die Geschichte des formulierten Dogmas selbst, also das „Dogma in Geschichte“. Da im Dogma, wie nicht anders als in der Heiligen Schrift, göttliche Wirklichkeit in begrenztem menschlichem Wort zur Sprache kommt, bedarf es der „Übersetzung“. Diese wäre keine, würde das Dogma historisierend relativiert oder sich in einer Art Uminterpretation auflösen. Zwar kann die „Invarianz des Dogmas“ nicht einfach mit seiner Formulierung gleichgesetzt werden, die Hermeneutik des Dogmas muss sich aber, will sie dem Dogma treu bleiben, an seiner Formulierung orientieren, ohne sie einfach zu repetieren, was ebenfalls keine Übersetzung wäre.

Michael Seewald, der das Verdienst hat, mit seinem Buch „Dogma im Wandel“ (2018) die Frage der Dogmenentwicklung wieder auf die theologische Agenda gehoben zu haben, übernimmt von Joseph Ratzinger die Unterscheidung zwischen „Bewegung der Entfaltung“ und „Bewegung der Reduktion“ des Dogmas. Doch im Gespräch mit Josef Pieper (1904–1997) hatte Ratzinger erklärt, dass es dabei nicht um eine „Verkürzung“ der gemeinten Sache des Dogmas gehen könne, es vielmehr erforderlich sei, dass in der Rezeption des Dogmas die „ursprüngliche Sache selbst zur Geltung kommt“. In der „Sprachlichkeit des Dogmas“ gründet „gleichzeitig und untrennbar sowohl seine besondere Form von Geschichtlichkeit wie seine besondere Form von Unveränderlichkeit“. Zum Dogma als Sprachphänomen gehören also „Kontinuität und Identität“ sowie „Aneignung und Verwandlung“. Seewald versteht die Geschichtlichkeit des Dogmas dagegen als „in-

Seewald begründet seinen Revisionsvorbehalt gegenüber dem Dogma der Kirche damit, dass der ekklesialen Kontinuität im Glaubensbewusstsein im Vergleich zur doktrinalen Kontinuität der Primat zukommen müsse, was freilich eine signifikante Relativierung lehrmäßiger Kontinuität zur Folge hätte. Einig bin ich mir mit Seewald darin, dass das ungeklärte Verhältnis von Offenbarung und Geschichte beziehungsweise Evangelium und Dogma das Kernproblem der theologischen Diskurse darstellt, die derzeit, nicht nur in Verbindung mit dem sogenannten Synodalen Weg, geführt werden.



Prof. Dr. Helmut Hoping ist Theologe und Professor für Dogmatik an der Universität Freiburg im Breisgau. Foto: privat

Die Gottesmutter als gültige Lehrerin des Wesentlichen

Die Mariologie von Joseph Ratzinger führt in das Zentrum der Kirche und ihrer Natur **VON RAINER HANGLER**



Zu allen Zeiten und für alle: Maria ist Vorbild und Lehrerin des Einzelnen sowie der ganzen Kirche. Foto: Martin Lohmann

Für Papst Benedikt XVI. fallen die Offenbarung Gottes und die Heilige Schrift nicht einfach ineinander, sondern „er geht vom Primat des Wortes Gottes vor der Schrift aus und betont den Mehrwert der Offenbarung als eines geschichtlichen Ereignisses gegenüber ihrer Bezeugung in der Heiligen Schrift und in der Tradition der Kirche“. Wenn sich nun Gott in Jesus Christus offenbart, so braucht es dazu auch immer ein Gegenüber, auf das diese Offenbarung trifft. Die Kirche ist die Empfängerin der Offenbarung, wobei nicht übersehen werden darf, dass vor der Kirche dieses Wort bereits Maria, der Mutter des Herrn, begegnet ist. In ihr wird prototypisch erkennlich, was der offenbarungstheologische Prozess meint. Gott tritt aus seiner Verborgenheit hervor, nicht um ein Selbstgespräch zu führen, sondern um das angesprochene Subjekt zur Antwort zu führen, was in der Verkündigungsszene sichtbar wird: „Sie erschrak über die Anrede und überlegte, was dieser Gruß zu bedeuten habe.“ (Lk 1,29) Maria tritt innerlich bereit in einen Dialog mit dem Engel ein, der schließlich zum Jawort führt. Diese Bereitschaft vergleicht Papst Benedikt XVI. mit einem Samenkorn und dem Ackerboden: „Das Geheimnis Mariens bedeutet gerade dies, dass Gottes Wort nicht allein blieb, sondern das andere – die Erde – in sich aufnahm, in der ‚Erde‘ der Mutter Mensch wurde und nun neu, verschmolzen mit der Erde der ganzen Menschheit, zurückkehren konnte zu Gott.“ So ereignete sich an einem konkreten Ort in einer konkreten geschichtlichen Situation die Inkarnation, weil ein bereiter Raum inmitten seines Volkes offenstand.

Maria lebt exemplarisch vor, wie die Kirche durch hörende, glaubende und antwortende Bereitschaft dem sich offenbarenden

Gott fruchtbares Erdreich wird. In diesem Bild zeigt sich, dass das Wort Gottes nie Besitz der Kirche wird und damit in ihrer Verfügung steht, sondern immer neu Gabe von oben ist, die empfangen werden will und eigentlich nur empfangen werden kann. Die Kirche muss für den göttlichen Logos wie ein Dialograum sein, in dem Wort und Antwort einander begegnen, um reiche, lebendige Frucht zu bringen.

Papst Benedikt XVI. versucht in den Jesus-Büchern die historisch-kritische Methode soweit hereinzunehmen, als sie für ein erweitertes Verständnis notwendig ist und Tiefenschichten freilegt. Ansonsten arbeitet er daran, Schrift durch Schrift zu lesen. „Das hermeneutische Prinzip besteht folglich in der ‚concordia testamentorum‘, nämlich in der Spannungseinheit von Altem und Neuem Testament, die bei Papst Benedikt christologisch-pneumatologisch vermittelt ist.“ Die mariologische Komponente darf dabei nicht fehlen, denn Maria ist für Papst Benedikt XVI. jene, die Altes und Neues Testament nicht auseinanderbrechen lässt: „Sie ist ganz Jüdin, ganz Kind Israels, des Alten Bundes und eben damit Kind des Bundes überhaupt, ganz Christin: Mutter des Wortes.“ Ihre Gestalt wird also erst dann vollständig erfasst, wenn sie auch als ekklesiologische Größe erkannt wird. Papst Benedikt XVI. vollzieht diesen Schritt, indem er auf dem Hintergrund des glaubenden Israels den Engelsgruß von Nazareth liest. In Zef 3,14–17 wird das Kommen des Messias angekündigt und Israel aufgefordert, der Freude neuen Raum zu geben: „Juble, Tochter Zion! Jauchze, Jerusalem! Freue dich und frohlocke von ganzem Herzen!“ (Zef 3,14). In der Verkündigungsszene bei Lk 1,28–33 erfährt dieses Wort Erfüllung, wenn der Engel zu erneutem Jubel aufruft: „Freue dich, du Begnadete, der Herr ist mit dir.“ In Maria wird

das wartende Israel und damit die ganze Menschheit begrüßt. Für Papst Benedikt XVI. steht die Bezeichnung „Tochter Zion“ der Mutter Jesu deshalb zu, weil sie in ihrer Person Antwort geworden ist und damit „das wahre Israel (darstellt), in dem Alter und Neuer Bund, Israel und die Kirche trennungslos eins sind“. „Maria ist das ‚Volk Gottes‘, das Frucht trägt aus Gottes gnädiger Macht.“ Diese Anwendungsmethode ist durchaus legitim, weil sie Maria mit dem „was über die ecclesia in der Bibel gesagt wird“, identifiziert. Ihre Person und das bräutliche Gottesvolk fallen zusammen und es wird erkenntlich, „was die Kirche ist und sein soll“, nämlich „Gott Wohnung zu werden in der Welt“. Es gibt also eine Kirche



Dr. Rainer Hangler ist Pfarrer in der Erzdiözese Salzburg und Mitglied im Vorstand des Neuen Schülerkreises. Foto: Privat

vor der Kirche, Maria muss Tochter Zion genannt werden, sie ist zugleich die Kirche als Person und in Person. Deshalb ist die Einheit von Altem und Neuem Testament nicht etwas, deren Plausibilität menschlichem Entscheid überlassen ist, es kommt vielmehr aus dem Innersten von dem, was Kirche ist, es wird sichtbar in einer Person: Maria. „Deswegen [...] gibt es dort kein Verständnis ihrer Sendung, ihrer Person, wo Altes und Neues Testament auseinanderfallen.“ Eine personalisierte Ekklesiologie im Kontext der Mariologie wurde mit Sicherheit bislang viel zu wenig im theologischen Diskurs der Gegenwart berücksichtigt. Papst Benedikt XVI. hält in seinem Nachdenken über die Grundsätze kirchlicher Verkündigung fest, dass „die Kirche der Ort ist, an dem das Wort wohnt und in dem es lebt“, sie ist gerufen, „es in seiner unverwechselbaren Identität [zu] wahren“.

Noch bevor die Kirche als Subjekt des Erinnerns in Erscheinung tritt, begegnet uns erneut Maria, die alles, was geschehen war, in ihrem Herzen bewahrte und darüber nachdachte (vgl. Lk 2,19). „Wie damals Christus aus dem Heiligen Geist geboren worden war, so wird nun durch den Heiligen Geist die Kirche geboren. Maria aber ist in der Mitte der Betenden und Wartenden (Apg 1,16): Jene Sammlung des Gebetes, die wir als das Charakteristische ihres Wesens erkannt haben, wird wieder der Raum, in den der Heilige Geist eintreten und neue Schöpfung wirken kann.“ Die Kirche von Pfingsten erhält eine neue Dynamik, die von innen nach außen führt. Von der betenden und bewahrenden Mitte, die Maria ist, gehen die vom Heiligen Geist erfüllten Apostel hinaus und beginnen das Werk der Verkündigung. Für die Kirche wird dies zum bleibenden und indispensable Auftrag: Sie muss ebenfalls zuerst als Betende vor Gott stehen, im Beten hörbereit für das

Wort werden, das Gehörte gläubig annehmen und empfangen, das Empfangene bewahren und das Bewahrte im Pneuma stets neu erwägen. Dieses Innewerden des Wortes ermöglicht der Kirche „das Leben in der Helligkeit der Wahrheit, das die eigentliche Weisung in die Zukunft hinein und die einzig gültige Deutung einer jeden Gegenwart ist“. In der klaren Ausrichtung auf Gott erst wird sie zur prophetischen Kirche.

In diesem Beitrag wurde versucht, die hermeneutischen Grundentscheide von Papst Benedikt XVI. aus der Perspektive seiner Mariologie zu lesen, die ihren Ausgangspunkt beim Engelsgruß in Nazareth nimmt: „Maria ist in dem Augenblick ihres Ja Israel in Person, die Kirche in Person und als Person [...] es [ist] Verwirklichung des tiefsten geistigen Gehaltes des Bundes [...], den Gott mit Israel schließen wollte.“ Nur von ihr her kann sich die Kirche als Empfängerin der Offenbarung selbst verstehen, denn Maria „ist ihr Spiegel, das reine Maß ihres Wesens, weil sie ganz im Maß Christi und Gottes steht, von ihm ‚durchwohnt‘. Und wozu sollte ecclesia da sein als dafür, Gott Wohnung zu werden in der Welt? Gott handelt nicht mit Abstrakta. Er ist Person, und die Kirche ist Person. Je mehr wir, jeder einzeln, Person werden, Person im Sinn der Bewohnbarkeit für Gott, Tochter Zion, desto mehr werden wir eins, und desto mehr sind wir Kirche, desto mehr ist die Kirche sie selbst.“ In Maria wird verständlich, wie die Kirche aller Zeiten Antwort geben darf und weist als im Himmel bereits Vollendete auf jene Zukunft hin, in die das Wort Gottes führen möchte: Alle Offenbarung ist an ihr Ziel gelangt, wenn die „Verschmelzung des Geschöpfes mit seinem Herrn in der bräutlichen Liebe (geschichte), in der sich ihre Hoffnung auf Vergöttlichung durch den Weg des Glaubens erfüllt“.

Göttlicher Logos und schöpferische Liebe

Was das Wort Gottes im persönlichen Leben von Joseph Ratzinger/ Papst Benedikt XVI. bedeutet **VON JOSEF ZÖHRER**

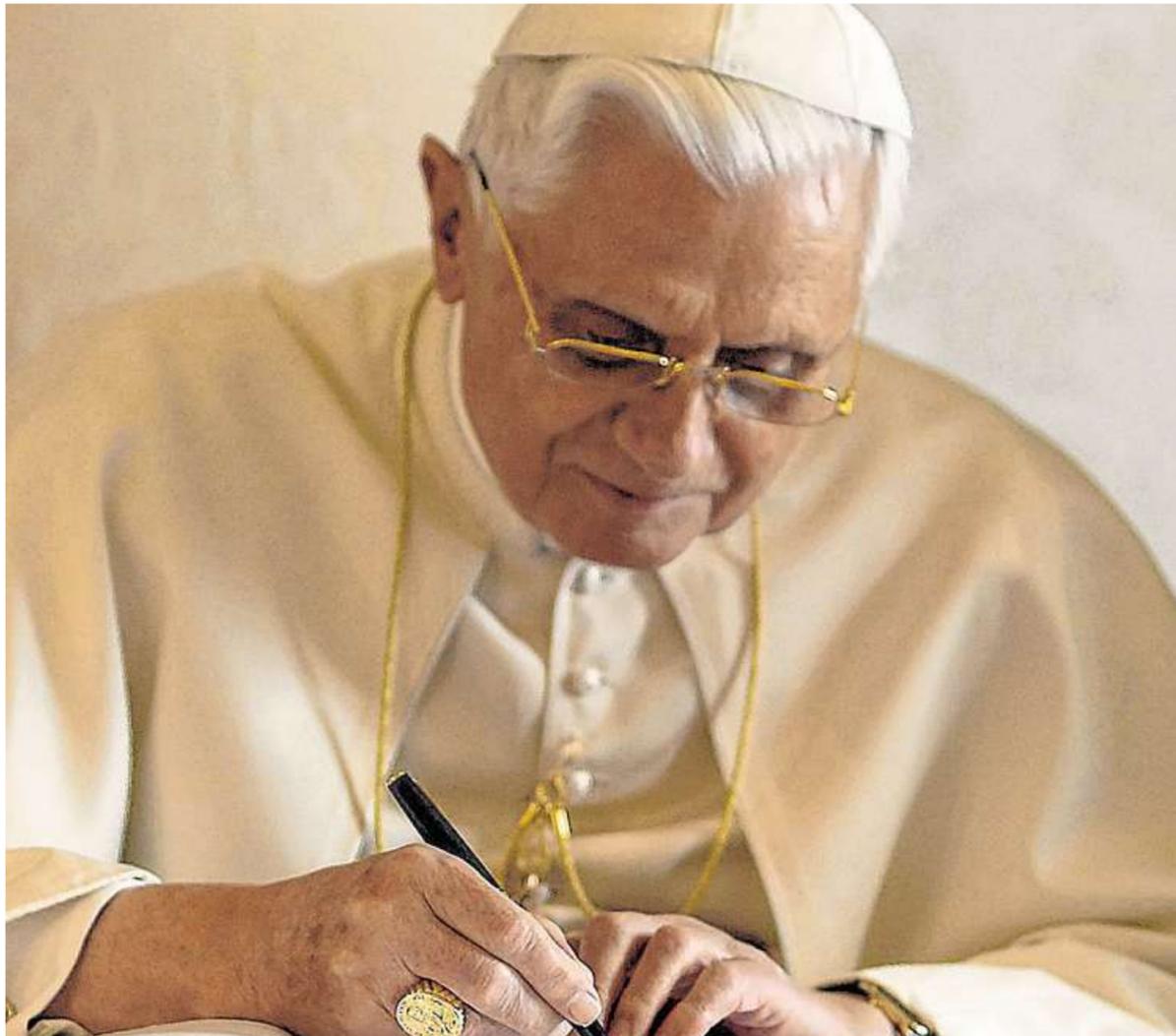
Bei seiner Weihe zum Erzbischof von München und Freising am 23. Juli 1977 im Münchener Dom hat Joseph Ratzinger im Anschluss an den Weiheakt seine erste Predigt als Erzbischof gehalten. Dabei griff er ein Element der Weiheliturgie auf, um ein Wesensmerkmal des bischöflichen Amtes besonders hervorzuheben. Im Predigttext heißt es: „Sie haben vorhin gesehen, wie mir während der ganzen Weihepräfation das Evangelienbuch auf den Kopf gelegt worden ist. [...] Der so Beladene wird zum Lastträger Gottes, zum Träger seines lebendigen Wortes Jesus Christus bestimmt.“ Die weiteren Worte der Predigt kreisten dann weitgehend um diesen Gestus aus der Weiheliturgie. Diese erste Homilie des Erzbischofs enthält nun einige Akzente, die für Joseph Ratzingers Verständnis des Wortes Gottes kennzeichnend sind und die sich zugleich als Konstanten durch sein ganzes Leben ziehen.

Der Erzbischof spricht vom Wort Gottes im Zusammenhang der Liturgie der Kirche. Damit unterstreicht er: Das Wort Gottes hat seinen Raum in der Kirche und vor allem in ihrem zentralen Handeln, der Liturgie. In seiner Autobiografie „Aus meinem Leben“ schildert er, wie bereits in seiner Kindheit der Rhythmus des Kirchenjahres und der Liturgie das Leben der ganzen Familie geprägt hat. Noch einmal kommt er darauf im Jahr 2012 bei einem Pastoralbesuch in der Erzdiözese Mailand zu sprechen: „Besonders wichtig“, so der Papst, „war für unsere Familie immer der Sonntag, aber der Sonntag begann schon am Samstagabend. Unser Vater las uns die Lesung – die Sonntagslesung – aus einem Buch vor, das damals in Deutschland sehr verbreitet war und in dem die Texte auch erklärt wurden. So begann also der Sonntag: wir traten bereits in die Liturgie ein, in eine Atmosphäre der Freude. Tags darauf gingen wir zur Messe.“

Dieses Ritual seiner Kindheit ist für den späteren Professor, Bischof und Papst offenbar so bedeutsam geblieben, dass er es anderen weiterempfohlen hat. So gab er in seiner Regensburger Zeit uns Studierenden genau diesen Rat: Lest und meditiert am Samstagabend gemeinsam die Lesungstexte des folgenden Sonntags. Von der Sonntagsliturgie lässt er sich auch als „Papa emeritus“ noch leiten: Auf die Frage nach der Art seiner geistlichen Meditation verweist er auf die allwöchentlichen Predigten zu den Sonntagslesungen und meint: „Ich lasse da die ganze Woche über meine Gedanken ein bisschen darauf zugehen, dass die so langsam reifen, ich einen Text nach seinen verschiedenen Seiten abtasten kann. Was sagt er mir? Was sagt er den Menschen hier im Monasterio? Das ist eigentlich das Neue, wenn ich so sagen darf, dass ich mit noch mehr Ruhe in das Psalmengesetz einschwinde, mich vertrauter damit machen kann. Und dass auf diese Weise die Texte der Liturgie, vor allem die Sonntagstexte, mich die Woche hindurch begleiten.“

Das über den Weihelikandidaten aufgeschlagene Evangelienbuch verweist noch auf einen weiteren grundlegenden Aspekt: „Der so Geweihte wird von dem Buch gleichsam verdeckt. Sein eigenes Gesicht verschwindet unter dem Wort, das auf ihn gelegt ist.“ Kein Mensch ist, so unterstreicht er an anderer Stelle, „groß genug“, um wirklich „Träger“ des Wortes Gottes sein zu können. Deshalb muss der Verkündiger hinter das Wort Gottes zurücktreten, dessen Diener sein, damit es selbst zur Geltung kommen kann.

Das Wort Gottes, so deutet er den Ritus weiter aus, verdeckt den Weihelikandidaten nicht nur, sondern es bietet auch Schutz – Schutz zunächst in den Stürmen der Zeit,



Für den Papa emeritus ist es von zentraler Bedeutung, sich unter das Wort der Heiligen Schrift zu stellen.

Foto: dpa

dann aber auch Schutz vor der Eigenmächtigkeit und vor der Willkür der eigenen Kreativität. Stehen unter dem Wort Gottes bedeutet für Ratzinger deshalb, die Heilige Schrift wirklich ernst zu nehmen. Von Beginn seines theologischen Weges an stand für ihn die Exegese des Alten und Neuen Testaments an vorderster Stelle, und er hat sie sein Leben lang eigenständig betrieben. Besonders wichtig sei ihm „das Thema des Verhältnisses der beiden Testamente, ihrer inneren Einheit und Verschiedenheit“ geworden, das ihn erstmals in einer Vorlesung seines Lehrers Gottlieb Söhngen „getroffen“ habe. Immer mehr habe er begriffen, dass das Neue Testament die „von der Geschichte Jesu her gefundene [...] Deutung von ‚Gesetz und Propheten und Schriften‘“ ist. Die „eigene theologische Sendung der jüdischen Auslegung in der Zeit ‚nach Christus‘“ habe man erst nach dem Zweiten Weltkrieg zu verstehen gelernt.



Dr. Josef Zöhrer promovierte bei Ratzinger und lehrte an der Pädagogischen Hochschule Freiburg Dogmatik und Religionsdidaktik. Foto: Privat

Zum Ernstnehmen der Heiligen Schrift gehört für Ratzinger auch der historisch-kritische Zugang, dessen Wert und zugleich Ungenügen er früh spürte. Die Beschäftigung mit Augustinus und Bonaventura hat ihn begreifen lassen, dass das Wort Gottes größer ist als alles, was schriftlich fixiert ist. Das Buch der Heiligen Schrift, so formuliert er in seiner Predigt bei der Bischofsweihe, ist „Träger“ des lebendigen Wortes Gottes, „das seinerseits aus der Strahlkraft des Heiligen Geistes kommt und den Menschen [...] gleichsam ins Stromfeld des Heiligen Geistes einbeziehen will“. Es hat seinen Lebensraum im Volk Gottes des Alten und Neuen Bundes, welches das Wort empfangen hat und in dem es lebendig weiterwirkt.

Diese Einsicht fand er auf andere Weise durch seine Auseinandersetzung mit der protestantischen Exegese bestätigt, insbesondere durch den Weg seines Bonner Kollegen und Freundes Heinrich Schlier. Dieser sei gerade durch das strikte Ernstnehmen des Prinzips „sola scriptura“ zur Einsicht gelangt, dass es bereits im Neuen Testament „das Verständnis einer lebendigen Kirche [gibt], der der Herr sein lebendiges Wort anvertraut hat“ und die dafür bürgt, dass die Schrift wirklich Heilige Schrift bleibt. Für ihn blieb aber klar, dass nur die „immer neue Orientierung am Wort vor Eigenmächtigkeit und Bodenlosigkeit schützen kann“.

Das Ernstnehmen des geschriebenen Wortes zielt auf die geistliche Begegnung mit dem Wort Gottes. Es gehe darum, so betont er, immer auf der Suche nach dem Wort Gottes zu bleiben. Exegese bedeute, „sich auf das Wort Gottes in den menschlichen Worten hinzubewegen. Nur indem wir dem Geheimnis Gottes gleichförmig werden, dem Herrn, der das Wort ist, können wir in das Innere des Wortes eintreten,

können wir wirklich in menschlichen Worten das Wort Gottes finden.“ Die Notwendigkeit des „Suchens“ ergibt sich aber noch aus einer anderen Perspektive: Das Wort Gottes rührt das Herz des Menschen an; es ermöglicht die Zustimmung des Glaubens und schenkt Gewissheit. Zugleich fordert es das Denken heraus, von dem es aber nie eingeholt wird und das deshalb stets auf dem Weg bleibt.

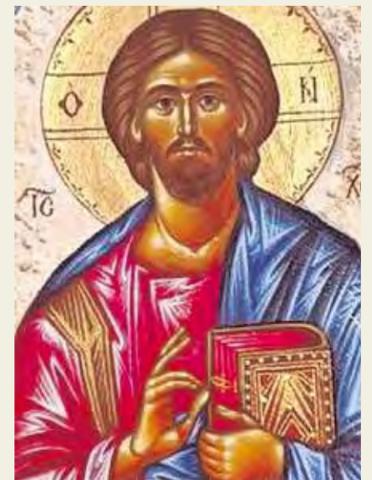
Dieses „Voraussein von Gottes Wort, dem wir denkend nachgehen“, sei ihm, so sagt er, „immer mehr zu ganz persönlicher Erfahrung geworden“. Weil das Wort Gottes auf die Freundschaft mit Christus zielt, bleibt Theologie ein stets neues „Suchen nach dem Angesicht des Herrn“ in diesem doppelten Sinne – des tieferen gläubigen Eindringens und des Nachdenkens. Dies ist wohl auch der Grund, weshalb Ratzinger seine Theologie nie zu einem fertigen System geschlossen hat, sondern mit ihr immer „unterwegs“ geblieben ist, wie er auch zu seinem Jesus-Buch „lange innerlich unterwegs gewesen“ ist, ohne dass er es als Endpunkt seines Suchens betrachtet.

Wie sehr die unmittelbare Begegnung des Herzens mit dem Wort der Schrift für ihn Priorität hat, zeigen die Ratschläge, die er bei Diakonen- und Priesterweihen den Weihelikandidaten mit auf den Weg gegeben hat. So erwähnt er ein Zitat von Dostojewski, das ihm ein Mitstudent am Morgen seiner eigenen Weihe zum Lektor auf das Pult gelegt hat und das lautet: „Lies die Heilige Schrift, lies sie den Menschen vor, mache keine großen Theorien, keine großen Worte darum. Lass das Wort selbst immer wieder mit wenigen Erklärungen in ihre Herzen eindringen und habe nicht Angst, die Menschen möchten es nicht verstehen. Alles versteht das gläubige Herz.“ Ratzinger rät den Weihelikandidaten, die Schrift immer wieder selbst, „so wie sie dasteht“, sprechen

zu lassen und legt ihnen ans Herz: „Lieben Sie die Heilige Schrift, seien Sie in ihr zuhause, lesen Sie sie inmitten des lebendigen Glaubens der Kirche, um immer zugleich zu wissen, wer redet und um zu hören, wie seine Stimme uns ruft.“

Hat sich im Laufe seines Lebens der Blick Joseph Ratzingers/ Benedikts XVI. auf das Wort Gottes auch gewandelt? Er selbst erwähnt im Jahr 2020, dass er unmittelbar nach dem Konzil geglaubt habe, „den neutestamentlichen Presbyter als Wortbedenker und nicht als ‚Kulthandwerker‘ darstellen zu sollen“, und führt dazu aus: „Nun, das Bedenken des Wortes Gottes ist in der Tat eine große und grundlegende Aufgabe der Priester Gottes im Neuen Bund. Aber dieses Wort ist Fleisch geworden und es zu bedenken heißt immer auch, sich von dem Fleisch nähren zu lassen, das uns als Brot vom Himmel in der heiligsten Eucharistie geschenkt wird.“ Auffallend in seinen Schriften ist auch die zunehmend stärkere Betonung der schöpfungstheologischen und kosmischen Dimension des Wortes Gottes. Das Wort ist der in die Schöpfung eingestiftete göttliche Logos, der aus ihr spricht und der in Christus sich als schöpferische Liebe gezeigt hat.

HELFEN SIE MIT!



Dieses Produkt, das erstmals die zeitnahe inhaltliche Teilnahme am Symposium der Schülerkreise von Joseph Ratzinger / Papst Benedikt XVI. ermöglicht und das Symposium aktuell dokumentiert, wurde realisiert durch die Arbeit und Spenden von Freunden. Die Verantwortlichen des Neuen Schülerkreises würden sich sehr freuen, wenn diese Arbeit durch weitere Spenden unterstützt würde und auch künftig möglich sein kann. Über eine finanzielle Hilfe sind wir froh und danken sehr: LIGA Bank IBAN: DE68 7509 0300 0002 2619 10 BIC: GENODEF1M05

Vorstand des Neuen Schülerkreises:
1. Vorsitzender: Prof. Dr. Christoph Ohly
2. Vorsitzender: P. Dr. Sven Leo Conrad FSSP
Kassenwart: Pfarrer Dr. Rainer Hangler

Impressum:

Herausgegeben vom Neuen Schülerkreis Joseph Ratzinger/ Papst Benedikt XVI. e.V.
Verantwortlich:
Prof. Dr. Christoph Ohly
Redaktion:
Martin Lohmann